Olivia Weibel

Anna und wir

Roman

edition bücherlese

eb⋯

Olivia Weibel

Anna und wir

Roman

edition bücherlese

Teil I

Zwei Wochen nach unserem Einzug ist er auf einmal da. Wir sehen ihn, nur ein paar Strassen von unserer Wohnung entfernt. Anna sagt, vermutlich lebe er sogar im selben Quartier, und zerbricht sich den Kopf über seinen Namen. Meine Schwester stellt sich den Wecker jeden Abend, lauert ihm auf jeden Morgen, wartet am Fenster, bis er kommt. Anna verfolgt ihn durch die Strassen. Sie fragt sich, was sie als Erstes sagen soll. Sie dreht sich vor dem Spiegel, fährt sich durchs Haar und über die Hüften. Von mir will sie wissen: «Was denkst du, Sylvie? Bin ich überhaupt schön genug?»

«Melk», sagt sie, als ich von der Redaktion zurückkomme.

«Melk?»

«Ja, Melk. Melchior», lacht Anna, die Wangen glühend, die Augen fiebrig glänzend. «Melk. Wie ein König der Nacht. Von den Haaren bis zu den Schuhen immer in Schwarz – ausser der Haut, ausser den Augen.»

«Genau wie du», sage ich zu Anna.

«Genau wie ich», sagt Anna zu Melk.

«Zu sehr wie ich», meint Melk ein paar Wochen später zu meiner Schwester und färbt Annas Schwarz noch schwärzer.

Seit dem Einzug in die Wohnung sind Annas Zimmerwände kahl geblieben.

«Wo sind all deine Sachen, die Zeichnungen, die Fotos?», will ich von meiner Schwester wissen. Anna blickt zu mir, aber ich sehe ihr an, sie sieht durch mich hindurch.

«Noch nicht ausgepackt», murmelt sie.

«Aber wir leben doch jetzt schon über zwei Monate hier.»

«Na und? Als ob ein paar Bilder irgendwas ändern könnten.»

Anna hat keine Lust mehr: morgens aufzustehen, das Licht anzumachen, das Fenster zu öffnen, mit mir Kaffee zu trinken, nach draussen zu gehen, einzukaufen, den Müll rauszubringen, das Geschirr zu spülen, den Tisch zu wischen, den Kleiderschrank zu öffnen, ihre Sachen zu waschen, sich zu kämmen oder zu duschen, fernzusehen, Gedichte zu schreiben, Musik zu hören oder zu singen, zu zeichnen, zu nähen, wach zu bleiben, das Fenster zu schliessen, ins Bett zu gehen, zu träumen, einzuatmen, auszuatmen.

Seit wir von daheim ausgezogen sind, hat Anna erst recht keine Lust mehr.

Ich nehme all meinen Mut zusammen und sage zu ihr: «Du könntest auch etwas beisteuern. Finanziell, meine ich.»

«Ja», nickt Anna und erklärt, sie habe die Jobanzeigen in der Zeitung durchgesehen, an einigen Orten sogar angerufen. Ergeben allerdings habe sich noch nichts.

«Okay», sage ich mit möglichst ruhiger Stimme.

Sie werde sich darum kümmern, verspricht sie schliesslich. Sobald sie Zeit habe, werde sie sich darum kümmern.

Tatsächlich hat Anna bald Zeit und tatsächlich kümmert sie sich darum. Nach einigen Tagen findet sie eine Anstellung als Kellnerin im Zentrum der Stadt.

«Ich kann's kaum fassen. Du solltest den Schuppen mal sehen, Sylvie. Ich weiss nicht, wieso die sich für mich entschieden haben. Ich muss ausgesehen haben wie ein schwarzer Waschlappen zwischen all den weissen Tischtüchern und dem glänzenden Silberbesteck, als ich mich vorgestellt habe.»

«Klar, du bist ja so hässlich», sage ich mit froher Stimme und umarme sie. Doch als ich mich wieder von ihr löse, ist ihr Gesichtsausdruck auf einmal ernst.

«Ehrlich, es ist total vornehm da.»

«Ist doch toll, wenn es dir gefällt. Wann kannst du anfangen?»

Anna seufzt vor sich hin.

«Morgen. Nur habe ich nichts anzuziehen. Ich brauche weisse Blusen, ausgerechnet weisse.»

Mit vierzehn hatte sie zu sammeln begonnen: zerschlissene Schuhe, abgewetzte Hosen, Pullover und Kniestrümp-

fe mit Löchern drin. Im Brockenhaus suchte Anna nach verschiedenen dunklen Stoffen und Kleidungsstücken. Das meiste war ihr zu gross oder gefiel ihr nicht, so wie es geschnitten war. Vermehrt verbrachte sie die Nachmittage an der Nähmaschine sitzend oder mit Schere, Nadel und Faden hantierend. Sport interessierte sie immer weniger, was Vater schade fand. Annas Aussehen selber kommentierte er nicht, ganz im Gegensatz zu Mama.

«So gehst du mir nicht aus dem Haus», sagte sie zu Anna, packte sie am Arm und zerrte sie vor den Spiegel.

Anna wehrte sich nicht, sie runzelte nur die Stirn und fragte: «Weshalb denn nicht?»

«Darum», zischte unsere Mutter, «darum. Sieh doch mal richtig hin.»

Und Anna sah richtig hin.

«Ach so, das meinst du», sagte sie.

Im untersten Fach meines Kleiderschrankes werden wir schliesslich fündig: drei weisse Blusen, die ich einst von Tante Jolanda geschenkt bekam. Natürlich sind sie Anna zu gross, aber ich finde, es sieht trotzdem gut aus.

«Was hältst du davon, wenn wir das gleich richtig proben? Ich werde dich schminken.»

«Von mir aus», antwortet Anna, gibt einen tiefen Seufzer von sich und lässt sich auf meinen Sessel plumpsen. Unverzüglich mache ich mich an die Arbeit. Ich trage ihr Lidschatten auf, tusche ihre Wimpern, stecke ihr die Haare hoch. Als Anna sich im Spiegel erblickt, ist sie überrascht.

«Sieh mal einer an. Wer hätte das gedacht. Dass ich so nett aussehen kann, wenn man mich nur etwas zurechtstutzt.»

«Ja», erwidere ich. «Heimlich bist du eben ein richtiger Engel.»

Anna grinst. «Klar. Sag bloss, daran hättest du je gezweifelt.»

Einmal hatte Mutter zu Anna gesagt: «Du siehst aus wie eine Leiche.»

Und Anna antwortete: «Hinter deinem Gesicht lauert der Tod.»

Anna arbeitet jetzt dreimal die Woche, von sechs Uhr abends bis Mitternacht.

«Und», frage ich nach ihren ersten paar Einsätzen gespannt, «wie ist es?»

«Ach, ziemlich gut eigentlich. Die Arbeit ist in Ordnung. Und das Trinkgeld ist auch nicht ohne.»

«Freut mich zu hören.»

«Nicht wahr?», sagt sie, schlägt die Beine übereinander und streckt die Arme auf der Sofalehne aus. «Weisst du, Sylvie, ich habe mir überlegt, vielleicht könnte ich tatsächlich leben so.»

Es sei nicht zum Aushalten, erklärt sie ein paar Tage später, während ich Kaffee mache. Sie gebe sich Mühe, aber es bringe nichts.

«Wie, es bringt nichts?», frage ich, bemüht um einen gelassenen Tonfall.

«Ich weiss nicht. Es ist … Es sind kleine Dinge. Ich vergesse die Aschenbecher zu leeren oder die Kerzen an den Tischen anzuzünden, sobald es draussen dunkel

wird. Und die leeren Suppenteller abzuräumen, bevor ich mit dem nächsten Gang antanze. Der Chef hat mich schon tausendmal an alles erinnert, aber ich vergesse diese Dinge trotzdem immer wieder.»

«Hmmm», brumme ich vor mich hin und Anna fährt fort: «Manchmal verwechsle ich sogar die Tischnummern. Und gestern, da habe ich schon wieder Wein auf die Seidenbluse einer Frau verschüttet. Du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Szene die Tante gemacht hat.»

«Ach. Weisst du, vielleicht …»

«Vielleicht was?»

«Vielleicht ist das ganz einfach nicht die Art von Arbeit, die zu dir passt. Bestimmt findest du etwas Besseres.»

«Ja, vielleicht. Aber nicht mehr heute, okay? Heute bin ich müde.»

In den folgenden Wochen bleibt meine Schwester müde. Mittags kommt sie kaum mehr aus ihrem Bett raus, abends geht sie nicht mehr zur Arbeit. Ihr graut davor, die Wohnung zu verlassen und sich unter Leute zu mischen.

Auch an unserem zweiundzwanzigsten Geburtstag sieht sie keinen Grund zu feiern. Zu ihrem Glück hat abgesehen von Papa niemand angekündigt, bei uns vorbeizukommen. Gregor befindet sich auf Studienreise. Anna und ich sitzen am Küchentisch und trinken Kaffee, jede blättert in einer Zeitschrift. Beim ersten Klingeln springe ich auf und schreite zur Tür. Papa steht im Treppenhaus, weder lächelnd noch unglücklich dreinblickend, in seiner Rechten hält er einen Blumenstrauss.

«Hallo, Papa», stosse ich hervor und einen Moment lang bin ich entschlossen, ihn zu umarmen – bevor er mir im nächsten seine Hand entgegenstreckt.

Mutter klatschte die Hände vor der Brust zusammen und platzte lachend heraus: «Wie stolz ich bin, Sylvie. Sieh nur, jetzt kommt deine Zukunft doch noch richtig ins Rollen.»

Vater gratulierte mir ebenfalls zu meinem Praktikumsplatz. Als er von der Arbeit nach Hause kam und Mutter ihm die Neuigkeit überbrachte, sah er mich an und meinte: «Gut.»

Meine beiden Geschwister hatten eine eigene Art, ihren Stolz über meinen Erfolg auszudrücken.

«Ich wusste, dass du das schaffst», sagte Gregor.

«Ein Grund, sich zu betrinken», fand Anna und überzeugte mich auszugehen. Wir stürmten das grosse Bad im unteren Stock des Hauses, aber das Bad war bereits besetzt: Wir fanden Mutter vor dem Spiegel stehend – ohne Perücke, der Oberkörper nackt, die Wangen nass, die Augen glänzend und rot.

«'tschuldigung», flüsterte ich erschrocken und wollte die Tür schon wieder zuziehen.

«Bleibt», sagte da Mutter barsch und drehte sich zu uns Mädchen um. «Schaut mich an. Sagt, findet ihr mich noch schön?»

«Ja, Mama», antwortete ich, «du bist noch immer sehr schön.»

«Nein», stiess Mutter hervor. «Lügt mich nicht an. Ich bin nicht mehr schön. Schaut nur, was aus mir geworden ist.»

Dann begann sie zu weinen.

«Seht richtig hin», sagte sie noch einmal, und diesmal sah ich richtig hin und Anna schaute weg.

Bei der Arbeit wurden mir kleine alltägliche Aufgaben zugeteilt. Ich warf Briefe ein, machte Einkäufe, servierte Kaffee; all die Dinge, die sonst keiner Lust zu erledigen hatte. Das Praktikum bei der Zeitung war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Anfangs liessen sie mich kaum etwas schreiben. Ich sass am Bürotisch, biss mir auf die Lippen und starrte durch das Fenster. Was Anna um diese Zeit wohl tat?

«Ich lass dich nicht hängen», sagte sie zu mir. Anna packte mir Proviant ein, Anna rief mich im Büro an, Anna schrieb mir E-Mails oder schickte mir SMS. Anna fragte oft: «Wann bist du zurück? Kannst du das nicht später erledigen?»

Anna begleitete mich zum Büro und holte mich abends wieder ab. Eines Tages tauchte sie mitten am Nachmittag in der Redaktion neben meinem Schreibtisch auf: «Brauchst du noch lange oder können wir endlich von hier verschwinden?»

Anna verfolgte mich durch meine Arbeit. Anna korrigierte mich, las alle meine Texte, und mehr als einmal sagte sie: «Du musst wissen, Sylvie, wenn ich wollte, dann könnte ich das auch.»

In der Wohnung ist es beunruhigend still. Ich lasse Jacke und Tasche auf den Boden fallen. Schliesslich finde ich

Anna in der Küche, mit glasigen Augen und geröteter Nase.

«Hey, was ist los?», will ich wissen und lege den Arm um sie. «Sag schon, was ist passiert?»

Meine Schwester schüttelt den Kopf.

«Nichts. Ich weiss nicht.»

«Sei ehrlich, Anna. Du hast geweint. Du weinst doch sonst nie.»

Anna zieht ein zerknittertes Taschentuch aus ihrer Hosentasche.

«Ach lass, nur erkältet», brummt sie.

Wenn Anna krank war, musste ich alleine zur Schule. Gegen Mittag kehrte ich nach Hause zurück, mit einer geröteten Wange, mit brennenden Stellen an Armen und Beinen.

Anna bohrte: «Was ist los mit dir, was ist passiert?»

Ich zuckte die Schultern, antwortete nicht.

«Wieso lässt du dir das gefallen, wieso hast du dich nicht gewehrt? Du darfst dir nicht alles gefallen lassen. Du musst lernen zurückzuschlagen.»

«Ja», antwortete ich schliesslich, «vielleicht», und sah hinunter auf meine Turnschuhe. Einen Moment lang kehrte Stille zwischen uns ein.

«Hilfst du mir?», fragte ich dann.

«Klar», nickte Anna.

Meine Schwester war stark, auch wenn sie mit ihrem damals schon feinen Körper nicht diesen Anschein weckte. Anna trat in Schienbeine und Kniekehlen. Anna verbiss sich in Unterarme oder verteilte Ohrfeigen, Kinnhaken

und Schläge in den Bauch. Die Lehrerin sagte zu Mutter: «Manchmal gerät Ihre Tochter völlig ausser sich. Von einer Sekunde auf die andere. Selbst wenn es um Kleinigkeiten geht. Das Mädchen trägt eine unglaubliche Wut in sich. Man könnte meinen, da sei etwas, das permanent in ihr grollt, das sie in ständige Unruhe versetzt.»

«Das tut mir schrecklich leid», antwortete Mutter mit leiser Stimme und hochrotem Kopf.

Es ist ein herrlich sonniger Tag, ein leichter Wind zieht durch den Stadtpark. Anna und ich liegen auf dem Rücken, durch die Äste hindurch kann man den blauen Himmel sehen. Ich streiche mit den Handflächen über das stopplige Gras.

«Ist das nicht komisch, Anna? Man liegt auf dem Boden und unter einem liegt die Welt.»

Anna runzelt die Stirn.

«Ich weiss nicht. Ich finde, es ist genau andersrum; die Welt liegt obenauf und drückt einen zu Boden.»

Annas düstere Stimmung beginnt auf mich abzufärben. Zum ersten Mal denke ich, dass es vielleicht besser wäre, meine Schwester verschwände aus meinem Leben.

«So kann es nicht weitergehen», bricht es bald aus mir heraus. «Ich kann und will nicht alles alleine machen, verstehst du? Ich will auch leben neben der Arbeit.»

«Ja, klar», antwortet sie.

«Ja, klar? Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Ich ersticke neben dir», stosse ich schrill hervor und spüre, wie mir die Tränen in die Augen schiessen.

Olivia Weibel, geboren 1983, aufgewachsen in Hünenberg im Kanton Zug. Nach einem Studium in Graphic Design an der Hochschule für Design & Kunst in Luzern besuchte sie das Schweizerische Literaturinstitut in Biel. Heute arbeitet sie als freie Autorin und als Sprachtrainerin.
Das Manuskript *»Anna und wir«* wurde mit dem Zentralschweizer Literaturförderungspreis 2011 / 2012 ausgezeichnet.